

**Zeitschrift:** Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums  
**Herausgeber:** Zürcher Institut für interreligiösen Dialog  
**Band:** 3 (1947)

**Artikel:** Das Glaubengespräch zwischen Johann Caspar Lavater und Moses Mendelssohn  
**Autor:** Hoch, Walter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-961322>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Das Glaubensgespräch zwischen Johann Caspar Lavater und Moses Mendelssohn

Pfarrer WALTER HOCH, Zollikon-Zürich

Daß zwischen dem Diakon am Zürcher Waisenhaus, Lavater, und dem philosophischen Schriftsteller Mendelssohn in Berlin einst ein Glaubensgespräch geführt wurde, gehört merkwürdiger Weise zum eisernen Bestand unseres Wissens über kulturelle Belange im 18. Jahrhundert. Man kann irgend eine auch noch so knappe Lebensbeschreibung, sei es des Christen Lavater oder des Juden Mendelssohn, zur Hand nehmen, so findet dieses geistige Duell unfehlbar eine Erwähnung. Es war aber bei beiden nicht nur ein episodenhaftes Ereignis, also etwa bei Lavater eine über-eilte Entgleisung und für den Großvater von Felix Mendelssohn-Bartholdi eine ihn belästigende Zumutung, sondern für beide wurde das Gespräch zu einem so tief greifenden Erlebnis, daß die Spuren desselben im ferneren Leben dieser charaktervollen Männer überaus bedeutsame waren. Für die europäische Kulturwelt jener Zeit aber, also für den sehr großen Kreis der bücherverschlingenden Gebildeten, bedeutete das Gespräch, so weit es ihnen literarisch oder durch Gerüchte und Gerede bekannt wurde, eine *Sensation* ersten Ranges. Es fiel ja auch in jene geistige Epoche, da sich, als willkommene Frucht der Wolff'schen philosophischen Schulung, die Gelehrsamkeit in Volkstümlichkeit gefiel, so daß der gebildete *populus* an den geistigen Banketten der Herren Gelehrten einigermaßen mittafeln konnte. Diese Tatsache hat aber wesentlich den Gang des Gespräches und dessen allgemeine Beurteilung beeinflußt. Bedeutsam aber war von Anfang an der eigentliche Charakter der Aussprache. Er war weder nur akademisch, noch auch nur philosophisch, und auch nicht geführt zwischen der Kirche und der Synagoge, sondern ein Reden zwischen zwei ausgezeichneten Vertretern des Christentums und des Judentums und von jedem durchgehalten im Bewußtsein tiefster und ernstester Verantwortung.

Während also die Tatsache des Gespräches unvergessen geblieben ist, glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, sein Inhalt sei völlig unbekannt. Gewiß, im ersten Auftakt handelte es sich um einen vorstürmenden Bekehrungsversuch Lavaters. Wer weiß aber um dessen Vorgeschichte? Im Verlauf der öffentlichen und privaten brieflichen Aussprache jedoch ging es doch nicht nur um die Glaubensstellung Mendelssohns, sondern um grundsätzliche Glaubensfragen des Judentums und des Christentums. Wie weittragend dieses Ringen war, sehen wir an zwei literarischen Früchten des Ringens beider Geister: Lessings „Nathan der Weise“ und Hamanns „Golgotha und Scheblimini“. Wenn nun der Versuch unternommen wird, dieses Glaubensgespräch, besonders auch seinem Inhalte nach, der Vergessenheit zu entreißen, so wird die Aufgabe eine doppelte sein. Nicht zu umgehen ist eine geschichtlich zuverlässige Darstellung, damit das Material sichtbar und hörbar wird. Dies soll dann zur Hervorhebung der grundsätzlichen Gedankenprobleme so dienen, damit die überzeitliche und besonders auch die gegenwartsnahe Bedeutung der Aussprache ins volle Licht tritt. Die Erfüllung dieser Aufgabe wird freilich durch die uferlose Stofffülle, sowohl auf Mendelssohn'scher als auf Lavater'scher Seite, sehr erschwert. Die zeitgenössische Literatur ist an Ausdehnung nicht weniger gewaltig als die Verarbeitung im Lauf der Folgezeit. Wenn ich mich bei meiner Darstellung auf eine Auswahl dieses Stoffes beschränke und die Belege in den Anmerkungen auf ein Mindestmaß festlege, so wird mir der Leser hiefür sicher dankbar sein; soll doch diese Studie in keiner Weise als Beitrag zur Lavater- oder Mendelssohn-Literatur angesehen werden. Ihr Zweck ist lediglich, das Glaubensgespräch jener beiden Persönlichkeiten rückschauend und doch gegenwartsnah darzustellen.

*Die Stellung Lavaters und Mendelssohns im geistigen Leben  
des Jahres 1769*

Ereignis und Wirkung des Glaubensgesprächs können nur so verständlich werden, wenn wir bedenken, daß sich hier zwei allgemein bekannte, ja bereits führende Geister begegneten. Ohne

gegenseitige Anerkennung geistiger Ebenbürtigkeit und ohne Wissen um die wiederum gegenseitige Kompetenz der Vertretung des anderen Glaubensstandpunktes, wäre der Verlauf undenkbar gewesen. Alles das im Zusammenhang ermöglichte den Ernst und die überraschend weittragende Wirkung der Angelegenheit. Der eine Partner<sup>1</sup>, Johann Caspar Lavater in Zürich, war im Jahr 1769 erst 28jährig. Seine äußere Stellung als Diakon am Waisenhaus seiner Vaterstadt mag bescheiden genug gewesen sein. Um so bedeutsamer jedoch erscheint bereits seine christliche und literarische Ausstrahlung. Sechs Jahre zuvor hatte er die Aufmerksamkeit daheim und jenseits der Grenzen durch seinen Protest wider den unbarmherzigen Landvogt Grebel auf sich gezogen. Goethe war auf diesen tapferen Eidgenossen aufmerksam geworden. Das folgende Jahr führte ihn auf einer Studienreise nach Deutschland zur Mehrzahl der maßgebenden Persönlichkeiten der Kirche und des Geisteslebens. Er lernte Klopstock kennen. Er trat auch auf der Rückreise in freundschaftliche Beziehungen zu Isaak Iselin in Basel. Heimgekehrt in seine Vaterstadt schrieb er gemeinsam mit Heinrich Pestalozzi die zum Anakreontikerkreise in Opposition stehende Zeitschrift „Der Erinnerer“, wobei ein Zusammenstoß mit der behördlichen Zensur seinem Ansehen nur förderlich wurde. Bald fliegen seine „Schweizerlieder“ hinaus. Sie werden von hoch und nieder gelernt und mit patriotischem Feuer gesungen<sup>1</sup>. Er steht im Gespräch mit Befreundeten über Fragen der Unsterblichkeit und der Vollendung in einer anderen Welt. Als ausgesprochen moderner Mensch seiner Zeit beschäftigen ihn die Probleme der Psychologie und noch mehr der Parapsychologie, wobei er wie die meisten Zeitgenossen im Licht und Schatten von Leibnitz denkt. Zugleich liegt, wiederum als einem Kind der Aufklärung, die zeitliche und die ewige Glückseligkeit des Einzelmenschen durchaus im Vordergrund seines Empfindens. So schreibt er sein erstes vielbewundertes Werk „A u s s i c h t e n in die Ewigkeit, in Briefen an Herrn Joh. Georg Zimmer-

---

<sup>1</sup> Für die Biographie Lavaters verweise ich auf Lavater-Sloman „Genie des Herzens“, Zürich 1939, und besonders auf die Anmerkungen von Prof. Ernst Staehelin in „Johann Caspar Lavaters ausgewählte Werke“, Bd. 1—4, Zürich 1943. (Zitiert: L.s.W.)

mann“ (1768, letzter Band 1778). Zimmermann, ehemals Arzt und Philosoph in Brugg, war damals königlicher Leibarzt in Hannover. Im 17. Brief der „Aussichten“<sup>2</sup> singt Lavater einen Hymnus auf die Freundschaft: „Welche Freuden gewährt eine einzige neue Freundschaft, die Bekanntschaft mit einer uns vorher unbekanntem oder vorher von uns mißkannten, erleuchteten, über alle einschränkenden Vorurteile erhabenen, edeln, menschenliebenden Seele, mit einer Seele, die mit der unsrigen harmoniert, Ein Ganzes mit der unsrigen, die zweite Hälfte von uns ausmacht, die Ein gemeinschaftliches, würdiges, ewiges Interesse mit uns hat, die sich mit uns für Gott und Gottes lieben Menschen vereinigt. Welche Lücken in unsern Begriffen, Empfindungen, Grundsätzen werden ergänzt!« Ein Mann, der so gesinnt ist, wird in jeder seiner Freundschaften leidenschaftlich brennen. Seine Freundschaftsdynamik wird ihm den geistigen Austausch und den Verkehr mit Andern erleichtern und erschweren. Man wird auch dem Freunde Lavater länger Hochachtung und Vertrauen entgegenbringen als dem Pfarrer und Seelsorger, zumal von Seiten derer, die außerhalb des eigentlichen Kreises der christlichen Kirche leben. Wir werden sehen, wie eben diese Freundschaftsdynamik Lavaters wesentlich dazu beigetragen hat, daß das Glaubensgespräch mit Mendelssohn nicht vorzeitig abbrach. — Im 8. Brief der Aussichten aber steht ein Abschnitt über die Bekehrung der Juden<sup>3</sup>: „Freilich glaube und erwarte ich die Bekehrung der gesamten jüdischen Nation zum Christentum. Freilich glaube ich, diese Bekehrung werde mit dem tausendjährigen Reiche Christi in einer sehr genauen Verbindung stehen“. Warum sollte nicht eben dieser Lavater das auserlesene Werkzeug sein, um die Vollendung des Reiches Gottes zu beschleunigen, sich einen Juden herauszuholen als Prototyp und Führer des ganzen Volkes, damit, wenn dieser gewonnen wäre, die andern alle nachfolgten? Wir werden diesem, einem Lavater durchaus entsprechenden hochgemuten Gedanken noch begegnen. Unsere knappe Übersicht muß noch dahin ergänzt werden, daß

---

<sup>2</sup> L.s.W. 1, 193.

<sup>3</sup> L.s.W. 1, 123.

Lavater ein Mann außergewöhnlichster Belesenheit war, der sich schon damals in einer Vielbeschäftigung bewegte, die staunenswert und erschreckend zugleich genannt werden muß. Sein eigentliches Geheimnis lag aber letzten Endes in einer brennenden Jüngerschaft Jesu und in seiner bezaubernden Genialität.

Wenden wir uns nun dem Manne zu, dessen Aufstieg zu Ansehen und Einfluß eigentlich das weit übertrifft, was wir von Lavater feststellten. Als im Jahre 1743 ein übelgewachsener kränklicher Judenknabe von kaum 14 Jahren in Berlin einzog, um bei Rabbi Fraenkel seine rabbinischen Studien fortzusetzen, konnte niemand ahnen, welcher Stern am Himmel des Aufklärungszeitalters damit zu leuchten begann. Der Knabe war der am 6. September 1729 im anhaltischen Dessau geborene Moses, Sohn des Torakopisten Menachem-Mendel. Seine Glaubensgenossen nannten ihn Moses Dessau, die gebildete Welt kennt ihn als Moses Mendelssohn<sup>4</sup>. Die Judengemeinden Deutschlands standen damals unter dem starken Druck polnischer Rabbinen. Sie wurden von diesen in strengster geistiger Absonderung von allen fremden kulturellen Einflüssen ferngehalten. Die deutsche Sprache richtig auszusprechen, galt als Ketzerei; ein deutsches Buch auch nur in der Hand zu halten, unterlag schweren Strafen der rabbinischen Jurisdiktion. Wissen war gleichgachtet wie Glaubensabfall oder Irrlehre, und Unwissenheit der Außenwelt gegenüber der sicherste Schutz des altherwürdigen Glaubensgutes. Aus dieser Welt erfolgte der Aufstieg Mendelssohns. Während er sich mit Freitischen und Schreibearbeit bei Fraenckel durchhungert, wird er von Dr. med. Kisch in die lateinische und von Dr. Gumperz in die französische und englische Sprache eingeführt, während er zugleich die deutsche Sprache recht eigentlich für sich erobert. Ebenfalls ein Glaubensgenosse, Israel Zamosc, weiht ihn in die Geheimnisse der euklidischen Mathematik ein. Er aber findet

---

<sup>4</sup> Dubnow, Weltgeschichte des jüdischen Volkes, 1930, VII, 358. Für die folgenden Ausführungen: Moses Mendelssohn, Gesammelte Schriften, herausgegeben von G. B. Mendelssohn, Leipzig 1843, Bd. 1. Ferner: Beate Berwin: Moses Mendelssohn im Urteil seiner Zeitgenossen, Kant-Studien Nr. 49, Berlin 1919.



Lavater bei Moses Mendelssohn in Berlin 1763. Graphische Sammlung der Zentralbibliothek Zürich. Aus Ernst Staehelins Joh. Caspar Lavaters Ausgewählte Werke.







seinen Unterhalt und später einen angemessenen Wohlstand durch den Seidenhändler Bernhard, der ihn zuerst als Privatlehrer, später als Buchhalter und zuletzt als Teilhaber gewinnt. Gumperz macht ihn mit G. E. Lessing bekannt. Der lutherische Pfarrerssohn und der Abkömmling des Torakopisten spielen miteinander Schach. Im gleichen Jahr, 1754, schreibt Lessing über ihn: „Ich sehe ihn im voraus als eine Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine eigenen Glaubensgenossen zur Reife kommen lassen, die allezeit einen unglücklichen Verfolgungsgeist wider Leute seinesgleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läßt mich ihn im voraus als einen zweiten Spinoza betrachten“. Lessing hält viel vom Urteil seines Schachfreundes. „Ich will meine Gedanken von ihnen geprüft nicht gelobt haben“. „Denken Sie nur nicht, daß ich eine einzige Fabel will drucken lassen, die nicht Ihren vollkommenen Beifall hat“. (L. an MM. 28. 11. 1756.) Hatte Mendelssohn schon einige Jahre zuvor eine hebräische Wochenschrift herausgegeben, welche freilich der rabbinischen Zensur zum Opfer fiel, so wurde er nun durch Lessing eigentlich in die Welt der Gebildeten eingeführt durch seine Empfehlung an den Buchhändler und Kritiker Nicolai. Damit ist er als Schriftsteller und Denker eigentlich lanciert. Man begegnet seinen Abhandlungen und Kritiken in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“. Dr. Zimmermanns Buch „Von dem Nationalstolze“, Salomon Geßners „Tod Abels“ und Iselins „Versuch über die Gesetzgebung“ werden von ihm (1758 u. 59) besprochen; Klopstocks „Tod Adams“ scharf abgelehnt, was Ewald von Kleist das Urteil entlockt „Herr Moses, der sonst ein guter Kopf ist, muß ein verstockter Israelit sein, als es jemals Israeliten gegeben, wenn er bei Lesung des Adams nicht geweint hat“. Eine Verteidigung wider Reimarus macht Thomas Abbt in Frankfurt auf ihn aufmerksam. Abbt schreibt ihm: „Als ich Ihre Apologie gegen Reimarus las, Ihre demütige und lammsfromme Verteidigung, so fiel mir die Stelle in Plato ein, wo Sokrates gegen den polternden Mann ebenso demütig sich entschuldigt“. Abbt gab also bereits 1763 dem allgemeinen Empfinden Ausdruck, daß dieser hochgebildete Jude eine Art von Sokrates der Gegenwart sei. Sokrates aber war für die philosophierende Ge-

sellschaft jener Tage die meistbewunderte Gestalt des Altertums. Die Akademie der Wissenschaften krönte mit einem Preis Mendelssohns Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften, wobei der andere Bewerber Immanuel Kant nicht anerkannt wurde. Es erscheinen die Bücher über die Empfindungen und der „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele“ (1765), der letztere eingeleitet von einer Lebensbeschreibung des Sokrates. Abbt aber übersetzt die Briefe über die Empfindungen mit Hilfe des Naturforschers Bonnet in Genf ins Französische. — Nun muß man die Tatsache mitbedenken, daß man damals nur drei Juden aller Zeiten kannte, welche nicht in hebräischer Sprache geschrieben hatten: Maimonides, Spinoza und Orobio. Was aber bei Mendelssohn auffiel, war die ausgesprochene Eleganz seiner Sprache und, was Abbt bemerkte, „Das Talent dieses Schriftstellers, abstrakte Wahrheiten ins Licht zu setzen und mit Klarheit zu versehen, die dem Verstand das Arbeiten leicht macht, ist so entschieden, daß es unverantwortlich wäre, wenn er nicht die wichtigsten Materien der Metaphysik mit ebendem glücklichen Fleiße des Genies bearbeitete. Man vergißt die Grubeleien der Metaphysik, solange man ihn liest“ (Brief Abbts, 27. 6. 1765). Herder seinerseits urteilt „Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menschen; hier ist der philosophische Schriftsteller unserer Nation, der sie mit der Schönheit des Stils vermählt haben soll: der Verfasser der philosophischen Schriften“. Dieser seltene Mann aber, mit seinen liebenswürdigen Umgangsformen, der Anmut seines Benehmens und der Bescheidenheit seines Auftretens ist Jude. Wir verstehen daher, wenn sein Biograph schreiben kann: „Kein Reisender, der Anspruch auf Bildung machte, kam nach Berlin, ohne sich um Mendelssohns Bekanntschaft zu bemühen“.

#### *Lavaters Besuch bei Moses Mendelssohn in Berlin im Jahre 1763*

Die Art, wie Lavater und sein Freund Füssli wider den Landvogt Felix Grebel in Grüningen vorgegangen waren, hatte das Mißfallen der gnädigen Herrn Zürichs erregt. Der Rat Zürichs beschloß im März 1763, die beiden müßten Abbitte tun und hätten

eine entsprechende Vermahnung entgegen zu nehmen<sup>5</sup>. Eine längere Studienreise nach Deutschland war die unmittelbare Folge dieser Demütigung. Felix Hess, intimster Freund Lavaters und ebenfalls Theologe (geb. 1742, gest. 1768) schloß sich ihnen an. Die Reise führte die jungen Männer unter anderem zu Gellert in Leipzig, zu Gleim in Magdeburg, vor allem aber zu Joh. Joachim Spalding, dem Ideal eines Aufklärungspfarrers jener Zeit in Barth im schwedischen Pommern, und sowohl auf der Hinreise als bei der Rückkehr auch nach Berlin<sup>6</sup>. Lavater und Hess wurden durch den Winterhurer Prof. Joh. Georg Sulzer in Berlin bei Moses Mendelssohn eingeführt. Wahrscheinlich wurden diese Besuche wiederholt. — Was damals „auf der Stube“ Mendelssohns verhandelt wurde, bildet die eigentliche Wurzel des Glaubensgesprächs, welches fünf Jahre später vor aller Öffentlichkeit geführt wurde. Wir müssen daher versuchen, den Inhalt jener Unterredung zu erfahren. In einer persönlichen Notiz Mendelssohns aus dem Jahr 1771 lesen wir<sup>7</sup>: „Die Unterredung, die er (Lavater) mit mir gepflogen, kann ihm auch dazu (zum Bekehrungsversuch) nicht Anlaß gegeben haben. Er hat gesehen, welchen Widerwillen ich bezeugte, mich auf meiner Stube in einer Privatunterredung über diese Punkte zu erklären, wie sehr ich es verbat und durch Winkelzüge auszuweichen suchte. Nach den feierlichsten Versicherungen, daß man von meinen Worten nie öffentlichen Gebrauch machen wollte, folgte endlich eine Erklärung.. Meine Entfernung gegen die christliche Religion hat sich bisher noch nicht vermindert, und so lange mir Gott den Gebrauch der Vernunft läßt, kann sie nicht vermindert werden“. In der gleichen Richtung geht ein Satz Mendelssohns in seiner ersten Antwort an Lavater nach dessen Angriff<sup>8</sup>: „Sie können unmöglich vergessen haben, wie oft ich das Gespräch von Religionssachen ab und auf gleichgültigere Materien zu lenken gesucht habe. Wenn ich nicht irre, sind Versicherungen vorhergegangen, daß von den Worten, die bei der Gelegen-

<sup>5</sup> L.s.W. 1, 33/34.

<sup>6</sup> L.s.W. 1, 41.

<sup>7</sup> M. Mendelssohn, Ges. Schriften III, 105.

<sup>8</sup> M. M. Ges. Schr. III, 39 ff.

heit vorfallen würden, niemals öffentlicher Gebrauch gemacht werden sollte. Jedoch ich will mich lieber irren, als Ihnen eine Übertretung dieses Versprechens Schuld zu geben... Ich darf sagen, daß ich meine Religion nicht erst seit gestern zu untersuchen angefangen“. Diese peinlichen Seufzer beweisen, daß der bei der Unterredung 22jährige Lavater unter der Zeugenschaft seines Freundes Hess den jüdischen Gelehrten zu ganz bestimmten Aussagen über dessen Glaubensüberzeugung nötigen wollte und offenbar sie ihm auch wieder dessen Willen abgerungen hat. Hingegen gab er zuvor ein feierliches Versprechen ab, über den Inhalt des Gespräches zum mindesten in der Öffentlichkeit zu schweigen. Wir aber fragen, welches wohl der eigentliche Inhalt des Gespräches gewesen sei. Wiederum gibt uns hier eine persönliche und private Anmerkung Mendelssohns Aufschluß<sup>9</sup>: „Herr Lavater hat mich schon bei der mündlichen Unterredung gefragt, was für einen Unterschied ich machte zwischen einem Sokrates, Plato und Jesus. Ich antworte: Sokrates hat niemals mehr als ein Mensch sein wollen. Hätte er sich für eine Person der Gottheit oder für eine Mittelsperson zwischen Gott und den Menschen, oder gar für die einzige Mittelsperson ausgegeben, so hätte ich ihm meiner Überzeugung nach alle Hochachtung versagen müssen. Philosophische und religiöse Vorurteile kann man haben und von der moralischen Seite hochachtungswürdig sein; aber Anmaßungen von dieser Art gehören zum moralischen Charakter und geben allen moralischen Eigenschaften eine sonderbare Richtung. Hat sich aber Jesus, wie ich aufrichtig glaube, dieses niemals anmaßen wollen, so habe ich meine philosophische Hochachtung schon eingestanden. — Und, Jesus ein Jude? Ja, wenn er, wie ich glaube, das Judentum nicht hat aufheben wollen. Man bedenke, wohin mich diese Betrachtung führen würde!“ Lavater versuchte also im Gespräch des Jahres 1763 den Juden auf dem Umweg über die Frage nach der Wertung großer Philosophen des Altertums dahin zu führen, seiner Hochachtung vor Jesus Ausdruck zu geben. Ob dann der jüdische Teil feststellt, die Hochachtung sei lediglich ein philosophisches,

---

<sup>9</sup> M. M. Ges. Schr. III, 90.

also ein für die eigene Lebensexistenz unverbindliches Urteil, oder ob der andere Teil darauf beharrt, er habe ein religiöses Urteil in philosophischer Form herausgehört, würde nichts zur Sache tun, weil immerhin jegliche Form feierlicher Hochachtung vor Jesus damals aus jüdischem Munde, und zumal aus dem Munde dieses Mannes der Sensation nicht entbehrte. Offenbar aber erkannte der dialektisch glänzend geschulte und wahrhaft kluge Mendelssohn die Gefahr und brachte zwei für ihn entscheidende Probleme zur Vorbesprechung. Erstens: wofür hat sich Jesus von Nazareth selber ausgegeben? Als Mensch, als Tugendlehrer, vielleicht als Prophet? Oder etwa als Gottes Sohn, ja als einen oder als den einzigen Mittler zwischen Gott und den Menschen? Damit sind alle Fragen der Leben Jesu-Forschung und die Frage nach der Entstehung des christlichen Dogmas angeschnitten. Der christliche Gesprächspartner wird sich also bemühen müssen, die Echtheit und die Zuverlässigkeit der neutestamentlichen Zeugen unter Beweis zu stellen, und er wird so erkennen, daß jedes Gespräch zwischen Kirche und Synagoge immer um die Frage geht, ob das Neue Testament Gottes Wort ist. Und nun verfolge man einmal die stattliche Reihe der späteren Lavaterschen theologischen Schriften, einen Pontius Pilatus und einen Nathanael, so wird man sofort erkennen, weshalb er um diesen Boden und von diesem Boden aus kämpft. Zweitens fragt Mendelssohn, ob Jesus das Gesetz habe aufheben wollen, ob er also ein Zerstörer und Empörer gewesen sei oder lediglich ein Sekundant Hillels oder Gamaliels mit besonders eigenartiger Charakterprägung. Ist also Er etwas Neues und Anderes gegenüber dem Judentum, oder hat erst die Kirche aus ihm und seinen angeblichen Worten etwas Neues und Anderes gemacht? Wäre also das Neue Testament ausschließlich ein kirchliches Dokument, durch das die ganze Erscheinung Jesu christlich verfälscht wurde, dann könnte ein Mendelssohn diesem Jesus um seiner moralischen Qualitäten willen eine philosophische Hochachtung nicht wohl versagen. Aber, eben: wenn! Welches das Ergebnis des Gespräches war, erkennen wir vielleicht am eindeutigsten aus einem Satz Lavaters in seinem Brief an Mendelssohn vom 14. Februar 1770: „Gott weiß, daß ich die Bedingung Ihrer Achtung für

Jesum ohne Verletzung dieses Versprechens nicht hätte anführen dürfen“<sup>10</sup>.

Jedenfalls rechnete fortan Lavater Mendelssohn in Berlin zum großen Kreis seiner Freunde. Prüfen wir aber die Briefe beider Männer auf diese nicht ganz nebensächliche Kleinigkeit, so wird dieser Punkt undurchsichtig. Wird Mendelssohn das eine Mal „teuerster Freund“ genannt, und meldet ein anderer Brief „Ich umarme Sie, mein Herz“, so begegnen wir doch auch der steifen Anrede „Mein lieber Herr Moses“, während der „Sokrates“ in Berlin Lavater im Jahr 1775 mit „Verehrungswürdiger Menschenfreund“ anspricht. Ob nicht Lessing mit seiner bissigen Bemerkung in der rechten Richtung zeigte, wenn er (am 2. 1. 1770) an den Buchhändler Nicolai schrieb: „Was macht unser Moses? Ich bedaure ihn, da er von einem Menschen so kompromittiert wird, von dem er sich seine Freundschaft nicht hätte sollen erschleichen lassen, Lavater ist ein Schwärmer, als nur einer des Tollhauses wert gewesen“<sup>11</sup>.

Die beiden jungen Zürcher führten ein Tagebuch. So kam in dasselbe auch eine Eintragung über den Besuch bei Moses Mendelssohn im Jahr 1763. Freilich wurde dieses Buch als Geheim-Dokument behandelt. Allein es tauchte im Verlauf des späteren Glaubensgesprächs in einer Art auf, welche die Sensation erst recht auf die Spitze trieb. Die Eintragung ist lateinisch. Wir hören eine Übersetzung<sup>12</sup>: „Wir besuchten Moses Mendelssohn, den berühmten Philosophen, der in Wirklichkeit nicht nur Philosoph, sondern auch Physiker und Mathematiker ist, und, was noch mehr zu bewundern ist, auch ein sehr eifriger Liebhaber und Lehrer der gelehrten Literatur. Um seine hohe und Leibnizianische Gesinnung leicht zu erkennen, braucht er nur seinen Mund zu öffnen. Er ist aber nicht derart gelehrt, wie wenn er nur ein Gemisch von Erkenntnissen wäre. Alles in seinem Geiste ist klar und aufs Beste geordnet. Von nichts aber ist er weiter ent-

---

<sup>10</sup> M. M. Ges. Schr. III, 84.

<sup>11</sup> Berwin, 46.

<sup>12</sup> Lateinischer Text M. M. Ges. Schr. III, 98. Die Übersetzung verdanke ich stud. iur. Dietrich Schindler, Zollikon.

fernt, als von einem eitlen und lächerlichen Prahlen mit Gelehrtheit und Spitzfindigkeit. Er tritt allen großen Männern freudig, mit Verehrung und Bescheidenheit entgegen. Seine Gespräche haben ein höchstes Maß von Scharfsinn und Anmut. Wir beobachteten bei ihm eine große Ehrfurcht vor Gott, den höchsten Wunsch, seine Tüchtigkeit zu vergrößern, und die Anstrengung, alle Sünden fernzuhalten. Wir verehrten in ihm seine Freimütigkeit gegenüber allen hervorragend großen Taten und seine Bewunderung dafür, ebenso seine höchste Liebe gegen seine jüdischen Brüder und die auffallende Aufrichtigkeit in dieser ganzen Haltung. — Doch, obschon er den frevelhaften Vorurteilen der Juden gegen unsern Jesus und den Verleumdungen ferne steht, obwohl er jenen den besten Menschen nennt, der sowohl frei von Sünden geboren, als auch gewisse niedrige Meinungen bei seinem Namen und seinem Kulte aufs entschiedenste bekämpfte; obwohl er die zur Zeit der Juden, Sadducäer und Pharisäer, gegen ihn verübten Beschimpfungen und die Art, wie er behandelt wurde, verurteilt und davor zurückschaudert; obschon er sich gegen die fortgesetzten Missetaten seiner Brüder gegen Jesus ausspricht; obschon er erwartet, daß sein Messias kein irdischer, sondern ein geradezu rein geistiger, das heißt am vollständigsten von allen Vorurteilen und Sünden freier, reiner und diesen unzugänglicher Mensch ist, der nach dem höchsten göttlichen Vorbild so geschaffen ist, wie vor ihm kein Prophet der ganzen Welt, und erwartet, daß er von allen Völkern der höchste Gesetzgeber und Richter zugleich sei, und obwohl er alles, was zu seinem irdischen Ruhm führen könnte, freimütigst von sich weist, ist er dennoch in seinen Vorurteilen gegen unsere göttliche Religion wie durch eine unüberwindliche Wache und Verschanzung so umgeben, daß man den Eindruck hat, außer Gott selbst könne ihn niemand ins Lager des wahren Messias bringen“.

Über die Zuverlässigkeit dieser Tagebucheintragung macht Lavater Mendelssohn gegenüber im Dezember 1770 folgende Mitteilung<sup>13</sup>: „Ob (dieser lateinische) Aufsatz ächt sei? Mich dünkt, so viel ich mich noch erinnern kann, denn ich weiß

<sup>13</sup> M. M. Ges. Schr. III, 100, Brief L. vom 15. 12. 1770.

das Original nicht mehr zu finden, ziemlich ächt. Einige nicht wesentliche Ausdrücke wollen mir zwar etwas fremd scheinen. Aber dieser Aufsatz ist nicht von mir, sondern von meinem seligen Freunde, der mit mir reisete. Allein ich sehe nicht, daß mein zwar feuriger und präcipitanter, aber dabei sehr redlicher und wahrheitliebender Freund im Grunde viel Anderes in sein Tagebuch eingetragen habe, als was, so viel ich mich noch erinnern kann, aus Ihrem Betragen und Reden richtig hergeleitet werden konnte, ohne daß ich geglaubt hätte, daß dadurch Ihren Religionsbegriffen und philosophischen Grundsätzen widersprochen würde. Hat sich mein redlicher Freund geirrt, oder irre ich mich, und Sie finden diesen Irrtum im geringsten Ihnen nachteilig, nun in Gottes Namen, so mögen Sie sich rechtfertigen. Lügen, vorsätzliche Lügen schreibe ich gewiß nie, weder in die Welt noch in mein Tagebuch, und mein seliger Freund tat es so wenig wie ich. Zu stark, zu rednerisch, ich gestehe es, scheinen mir einige Ausdrücke darin, und jetzt, hintennach, nach Ihren öffentlichen Erklärungen vermeine ich, einiges Mißverständnis Ihrer Reden auf unserer Seite wahrzunehmen. Vielleicht mögen auch einige, nicht unmittelbar aus Ihrer Umgebung, sondern aus andern damals glaubwürdig scheinenden Erzählungen geschöpften Nachrichten zu dieser Verstärkung beigetragen haben“. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß dieser Geheimbericht Lavaters und Hess' noch tiefere Einblicke in jenes mündliche Glaubensgespräch in Berlin vermittelt. Das übelbeleumdete jüdische Leben Jesu „Toldoth Jeschu ha-nozri“<sup>14</sup> kam zur Sprache und damit die mögliche Verachtung der Juden gegenüber dem, an welchen die christliche Kirche als an den Heiland aller Welt glaubt. Offenbar wurde auch eingehend über den Prozeß und die Kreuzigung Jesu geredet und zwar mit der Sorgfalt, daß immerhin gefragt wurde, ob nur eine bestimmte Glaubensrichtung des Judentums damals die Verantwortung für das „Kreuzige“ zu tragen habe. Selbst die Frage der Sündlosigkeit Jesu blieb nicht unerwähnt, wobei freilich die jungen Zürcher Theologen kaum wissen konnten, ob ihr Begriff von Sündlosigkeit erstens biblisch richtig gefaßt und zweitens mit

---

<sup>14</sup> Hoch: Kompaß durch die Judenfrage, 1944, 108, hier auch die Literatur.

den analogen Begriffen rabbinischer Theologie gleichartig sei. Und als Krönung verhandelte man noch die Messiasfrage. Das heißt, Mendelssohn wurde darauf hin ausgehört, welcher Gestalt sein Messiasglaube eigentlich sei. Überblicken wir das Gespräch, so müssen wir den Zürchern für die Gründlichkeit ihres Vorgehens hohe Anerkennung zollen. Sie lenkten das Gespräch trotz des Widerwillens Mendelssohns, sich auf diese entscheidenden Glaubensfragen einzulassen, doch so, daß zur Sache, das heißt streng auf Jesus Christus hin gesprochen wurde. Gewiß die rechtlose Lage der Juden wurde nicht unerwähnt gelassen, allein sie wollten wissen, wie Moses Dessau sich zu Jesus als dem Christus innerlichst stelle. Mehr als das, sie wollten ihn eigentlich zum überzeugten Glauben an diesen Herrn und Christus herüberholen. Es war ein regelrechter Bekehrungsversuch und als solcher zumal in der damaligen geistigen Zeitlage eine hervorragend tapfere Tat.

*Lavater widmet seine deutsche Ausgabe von Bonnets  
Palingénésie philosophique Moses Mendelssohn*

Wir sind bereits dem Namen des Genfer Naturforschers und Philosophen Charles Bonnet begegnet. Der spätere Frankfurter Philosoph Thomas Abbt hatte mit ihm gemeinsam Mendelssohns Werk über die Empfindungen ins Französische übersetzt. Mendelssohn war freilich mit der Art dieser Übersetzung nicht zufrieden<sup>15</sup>. Bonnet wurde am 13. März 1720 in Genf als Sproß einer Hugenottenfamilie geboren, war als Zoologe besonders Insektenforscher, beschäftigte sich aber auch lebhaft mit den Fragen nach der Wahrheit des Christentums, weil er unter dem zunehmenden Atheismus der gebildeten Gesellschaft litt. Bonnet starb am 20. Mai 1795. In einem Nachruf wird von ihm gerühmt „Philosophe Chrétien, qui avait vécu pour l’avantage de l’humanité“. Über seinen Charakter erfahren wir aus dem nämlichen Zeugnis: „Il était ennemi des secousses et de tout ce qui portait l’empreinte de l’exageration“<sup>16</sup>. Bonnet hatte ein zweibändiges

<sup>15</sup> Berwin, 23.

<sup>16</sup> Mémoire pour servir à l’Histoire de la vie et des ouvrages de M. Charles Bonnet. Berne, 1794, S. 123. Allgemein: Windelband: Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, Tübingen 1908, 376; P. Wernle: Geschichte des

umfängliches Werk in französischer Sprache geschrieben, dessen deutscher Titel „Philosophische Palingenesie, oder Gedanken über den vergangenen und zukünftigen Zustand lebender Wesen“<sup>17</sup> war. Als Leser denkt sich Bonnet nicht das „gemeine Volk“. Vielmehr schreibt er für Gebildete, welche zweifeln. „Wahre Philosophen sollen mich beurteilen. Wenn ich ihre Beistimmung erhalte, so werde ich dieselbe als rühmliche Belohnung meiner Arbeit ansehen. Allein es gibt eine Belohnung von höherem Werte, wornach ich strebe, und diese ist von dem Urteile der Menschen unabhängig“. Diese Sätze stehen in der Vorrede, geschrieben zu Genthod bei Genf am 19. Mai 1769. Bonnet versucht in subtilsten logischen Ausführungen die Beseeltheit der Natur und der Tierwelt aufzudecken. Er steigt auf zum Menschen und mündet hier in einem naturphilosophisch-psychologischen Beweis für die Unsterblichkeit und ewige Glückseligkeit des Menschen aus. Sein Gang aber führt ihn zur Untersuchung der Zuverlässigkeit der biblischen Offenbarung, zu einer Rechtfertigung des Wunders (Auferstehung Christi!) und zu dem gerade auch in unseren Tagen neuentdeckten Problem der „Augenzeugenschaft“ der Apostel. „Gott wollte mit dem Menschen reden. Seine Sprache ist eine Tatsprache. Es handelt sich also um Tatbeweise. Sie sind umso glaubwürdiger, je mehr sie den Vor-Urteilen entgegengesetzt sind<sup>18</sup>. Wichtig ist in unserm Zusammenhang auch, was Bonnet über das Judentum schreibt. „Ich schreibe von der Eingötterei jener so sonderbaren und so zahlreichen Nation, welche durch ihre Gesetze, ihre Gewohnheiten, ihre Vorurteile selbst, von allen andern Nationen abgesondert, ihre Religion und ihre Gesetze aus der Hand Gottes herzuhaben glaubt. Diese Nation ist fest überzeugt, daß diese Religion und diese Gesetze auf helleuchtenden und verschiedenen Wundern beruhen: sie hängt fest an ihrem äußerlichen Gottesdienst, an ihren Gebräuchen, ihren Überlieferungen;

---

schweiz. Protestantismus im 18. Jahrhundert, Tübingen 1924, II, 257. L.s W. 1, 213.

<sup>17</sup> II. Teil, Zürich, b. Orell, Gebner, Füllli & Co. 1769, I. Teil 1770. (Lava-tersche Übersetzungs-Ausgaben.)

<sup>18</sup> Bonnet II, 110—114.

und obgleich sie von ihrem ersten Glanz sehr tief herabgesunken, und einem fremden Joch unterwürfig geworden, so behält sie doch noch allen Stolz ihrer vormaligen Freiheit, und dünkt sich den einzigen Gegenstand des Wohlgefallens des Schöpfers zu sein. Sie hegt einen tiefen Haß gegen alle Nationen, und macht Bekenntnis davon, einen Befreier zu erwarten, der ihr den Weltkreis unterwerfen werde“. Ferner: „Jenes älteste und sonderbarste aller Völker, jenes zerstreute Volk, welches seit 17 hundert Jahren unter die Massen der Völker gleichsam ausgesät ist, ohne sich denselben jemals einzuverleiben, ohne jemals selbst eine absönderliche Masse auszumachen, jenes Volk, der getreuen Aufbewahrer der ältesten Orakel, ein fortdauerndes und lebendes Denkmal der Wahrheit der neueren Orakel, jenes Volk, sage ich, sollte nicht noch einst in der Hand der Fürscheidung eines der großen Werkzeuge ihrer Absichten zu Gunsten derjenigen Religion sein, welche jetzt noch von ihm verkannt wird“<sup>19</sup>. Wir mußten diese, wenn auch überaus bescheidenen Andeutungen vom Inhalt des Bonnet'schen Werkes geben, damit man einigermaßen verstehen kann, wieso Lavater auf den Gedanken verfallen konnte, Bonnets Palingenesie als geeignetes Werkzeug zu erwählen, um Mendelssohn zum Übertritt zu bewegen.

Lavater benützte aber nicht das ganze Werk. Er erachtete also die Vorführung des gesamten logischen Kunstwerkes des Genfers nicht als notwendig. Vielmehr läßt er zuerst den 2. Band (1769) in seiner deutschen Übersetzung unter dem pompösen Titel herausgeben: „Herrn Carl Bonnets, verschiedener Akademien Mitglieds philosophische Untersuchung der Beweise für das Christentum. Samt Ideen desselben von der künftigen Glückseligkeit des Menschen, aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von J. C. L.“. Seine Voreiligkeit begründet er mit der Feststellung: „so fand ich es doch bei der Geschäftigkeit des heutigen Unglaubens, die Religion verdächtig zu machen, die hier so meisterhaft verteidigt wird, nötig, mit dieser Untersuchung den Anfang zu machen. . . Ich werde Gott bitten, daß er die redliche und erhabene Absicht des Verfassers,

---

<sup>19</sup> Bonnet II, 320 und 335.

und auch mein aufrichtiges Bestreben, die heilsamste Wahrheit auszubreiten, mit einem reichen Segen belohnen möge“<sup>20</sup>. Daß der Unsystematiker Lavater vom Werk Bonnets entzückt ist und von ihm eine ganz große Wirkung erwartet, ist begreiflich. Mußten ihn nicht Bonnets Sätze in seinem Vorgehen gegen Mendelssohn schlagend rechtfertigen: „Ich werde schlechthin sagen, daß die Tatsachen, worauf die Glaubwürdigkeit des Christentums beruht, meines Bedünkens einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit haben, daß, wenn ich dieselben verwerfen würde, ich die sichersten Regeln der Logik umstoßen und den gemeinsten Maximen der Vernunft entsagen müßte. Ich habe mich bestrebt, auf Grund meines Herzens durchzudringen, und weiß ich in demselben keinen geheimen Beweggrund entdeckt habe, der mich hätte vermögen sollen, eine Lehre zu verwerfen, die so geschickt ist, die Schwachheit meiner Vernunft zu ergänzen, mich in meinen Widerwärtigkeiten zu trösten, mein Wesen zu vervollkommen, so nehme ich diese Lehre als die größte Wohltat an, welche Gott den Menschen geben konnte, und ich würde sie auch alsdann annehmen, wenn ich sie nur als das beste System der praktischen Philosophie betrachten würde“<sup>21</sup>. Guter Lavater, was willst du noch mehr! Übersetzest du nicht das non plus ultra einer alles schlagenden Verteidigung der Wahrheit der christlichen Religion? Und doch traut Lavater nicht ganz. Die Anmerkungen, ziemlich stark biblisch gehalten, versuchen Lücken zu füllen, allzu Philosophisches zu verchristlichen, das Glaubenszeugnis biblisch deutlicher zuzuspitzen. Er schreibt: „Noch ein paar Worte über meine Anmerkungen. Ich läugne nicht, einige sind ein wenig eifertig gemacht, und andre mögen vielleicht sonst von dem Tone des Verfassers etwas entfernt, bisweilen etwas zu theologisch klingen. Ich empfinde diese Disharmonie; allein, warum sollte ich eine schickliche Gelegenheit vorbeilassen, zu sagen, was mich wahr und nützlich dünkt? Dies gibt genug zu verstehen, daß der Herr Bonnet keine einzige derselben in Manuskript gesehen, folglich nicht den mindesten Anteil daran hat“<sup>22</sup>.

<sup>20</sup> Bonnet II. Lavaters Vorrede XI und XIII.

<sup>21</sup> Bonnet II, 358/59.

<sup>22</sup> Bonnet, Lavaters Vorrede XVI.

Mußte Lavater nicht auch durch die Art stutzig werden, wie Bonnet Jesus zu bezeichnen pflegte? „Der göttliche Mann, der die sterblichen Menschen die Auferstehung lehrte, war ein zu guter Philosoph, um mit dem Tauben von Musik und mit dem Blinden von Farben zu reden“. Jesus wird auch „unser Seelenlehrer“ genannt, während Lavater in einer Anmerkung „der verklärte Messias“ hinsetzt<sup>23</sup>. Lavater hat also das philosophische Streitpferd Bonnets mit einer biblischen Schabracke versehen. Und nun schwingt er sich selber in den Sattel, Richtung Berlin, den Lasso in der Hand, bereit, ihn zielsicher zu schleudern.

Lavater widmet seine deutsche Übersetzung des Bonnetschen Werkes dem jüdischen Philosophen in Berlin, mit dem er sechs Jahre zuvor jene eigenartige Unterredung gepflogen hatte. Ja, er nimmt auf jenes Gespräch Bezug und nähert sich damit bereits der Gefährdung seines Schweigeversprechens. „Unvergeßlich ist mir jene sanfte Bescheidenheit, mit welcher Sie, bei aller Ihrer Entfernung von dem Christentum, dasselbe beurteilen; und die philosophische Achtung, die Sie in einer der glücklichsten Stunden meines Lebens über den moralischen Charakter seines Stifters bezeugt haben; so unvergeßlich und dabei so wichtig, daß ich es wagen darf, Sie zu bitten, Sie vor dem Gotte der Wahrheit, Ihrem und meinem Schöpfer und Vater zu bitten und zu beschwören: nicht diese Schrift mit philosophischer Unparteilichkeit zu lesen, — denn das werden Sie gewiß, ohne mein Bitten, sonst tun, — sondern dieselbe öffentlich zu widerlegen, wofern Sie die wesentlichen Argumentationen, womit die Tatsachen des Christentums unterstützt sind, nicht richtig finden, sofern Sie aber dieselben richtig finden, zu tun, was Klugheit, Wahrheitsliebe, Redlichkeit Sie tun heißen, — was Sokrates getan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte“. Zürich, 25. Aug. 1769<sup>24</sup>. Dem für Mendelssohn bestimmten Buchexemplar war folgendes Billet beigelegt: „Mein verehrungswürdigster Herr! Ich bitte nicht um Vergabung, mein wertester Herr Moses, daß ich Ihnen beiliegende

<sup>23</sup> Bonnet II, 369, 373, 397.

<sup>24</sup> L. s. W. 1, 217.

Schrift zueigne. Wie sollte ich um Vergebung bitten, daß ich Sie hochachte, daß ich Sie liebe? Daß ich das, was mich die wichtigste Wahrheit zu sein dünkt, von Ihnen geglaubt oder beurteilt wünsche“<sup>25</sup>.

*Die erste Antwort Mendelssohns an Lavater.*

Schon auf Weihnachten 1769 erschien Mendelssohns gedruckte Antwort unter dem Titel „Schreiben an den Herrn Diaconus Lavater in Zürich von M. M.“<sup>26</sup>. Ich will versuchen, aus diesem klassischen Dokument des ganzen Gespräches das Wesentliche herauszustellen. „Sie haben für gut befunden, ... mich vor den Augen des Publikums auf die allerfeierlichste Weise zu beschwören..., das heißt die Religion meiner Väter zu verlassen, und mich zu derjenigen zu bekennen, die Herr Bonnet verteidigt“... „Ich bin völlig überzeugt, daß Ihre Handlungen aus einer reinen Quelle fließen, und kann Ihnen keine andere, als liebevolle, menschenfreundliche Absichten zuschreiben. Aber leugnen kann ich nicht, dieser Schritt von Ihrer Seite hat mich außerordentlich befremdet. Ich hätte Alles eher erwartet, als von einem Lavater eine öffentliche Aufforderung“. Mendelssohn erinnert nun Lavater an ihr Gespräch, an sein feierliches Schweigeversprechen und daß er eigentlich damals schon endgültig Stellung bezogen habe. Hätte er früher je erkannt, daß die Religion seiner Väter nicht die wahre sei, so wäre er längst übergetreten. Hingegen war das immer sein Wunsch, sich in aller Stille zum Glauben seiner Väter treu zu halten „ohne der Welt von meiner Überzeugung Rechenschaft abzulegen“. „Jede Religion hat Schaden gelitten durch Zusätze und Mißbräuche. Allein von dem Wesentlichen meiner Religion bin ich so fest, so unwiderbringlich versichert, als Sie, oder Herr Bonnet nur immer von der Ihrigen sein können, und ich bezeuge hiemit vor dem Gott der Wahrheit, Ihrem und meinem Erschöpfer und Erhalter, bei dem Sie mich in Ihrer Zuschrift beschworen haben, daß ich bei meinen Grundsätzen bleiben werde, so lange meine ganze Seele nicht eine andere

---

<sup>25</sup> M. M. Ges. Schr. III, 81.

<sup>26</sup> M. M. Ges. Schr. III, 39 ff., Begleitbrief des M. M. III, 82.

Natur angenommen hat. Die Entferntheit von Ihrer Religion, die ich Ihnen und Ihren Freunden zu erkennen gegeben, hat seit der Zeit nichts abgenommen und die Hochachtung für den moralischen Charakter des Stifters? — Ich habe gelesen, verglichen, nachgedacht und Partei ergriffen“.

Halten wir einen Augenblick inne, um den Sinn dieser Worte richtig zu erfassen. Mendelssohn ist kritischer Beurteiler auch des Judentums. Er ist wahrscheinlich innerlich bei weitem nicht von allem dem in seiner Berechtigung überzeugt, was er äußerlich in treuer Gesetzeserfüllung unter seinen Glaubensbrüdern tut. Mendelssohn scheint aber jetzt kritischer eingestellt zu sein gegenüber der Gestalt Jesu von Nazareth. Er deutet aber an, daß eine Zustimmung zum christlichen Glauben auch nach seiner Einsicht nur auf Grund eines, ihm freilich ganz unmöglichen Wunders innerster Änderung möglich wäre. Gewiß nicht für ihn, weil ihm das Wunder, sagen wir es offen, der Wiedergeburt (Ev. Joh. 3,1—16) genau so vernunftwidrig vorkommt wie dem Nikodemus im Evangelium.

Mendelssohn fährt nun fort, die Lehre des Judentums über sich und die andern Religionen darzulegen. „Nach den Grundsätzen meiner Religion soll ich Niemand, der nicht nach unserm Gesetz geboren ist, zu bekehren suchen. Alle unsere Rabbinen lehren einmütig, daß die schriftlichen und mündlichen Gesetze, in welchen unsere geoffenbarte Religion bestehet, nur für unsere Nation verbindlich seien. Mose hat *uns* das Gesetz geboten, es ist ein Erbteil der Gemeinde Jacob. Alle übrigen Völker der Erde, glauben wir, seien von Gott angewiesen worden, sich an das Gesetz der Natur und an die Religion der Patriarchen zu halten (Anm. die noachitischen Gebote)<sup>27</sup>. Die ihren Lebenswandel nach den Gesetzen dieser Religion der Natur und der Vernunft einrichten, werden tugendhafte Männer von andern Nationen genennet, und diese sind Kinder der ewigen Seligkeit“. Mendelssohn verweist auf Maimonides und Menasche Ben Israel und zitiert: „Wir wollen keinem menschlichen Geschöpfe seinen

---

<sup>27</sup> Hoch, Kompaß, 111.

wohlverdienten Lohn entziehen“. Das Judentum lehnt für sich alle Mission ab, denn „wer nach unserm Gesetze nicht geboren ist, darf auch nicht nach unserm Gesetze leben. Uns allein halten wir für verbunden, diese Gesetze zu beobachten, und dieses kann unsern Nebenmenschen kein Ärgernis geben... Bekehren? Wozu? Da er nicht zur Gemeinde Jacob gehört, so verbinden ihn meine Religionsgesetze nicht, und über die Lehren wollten wir uns bald einverstehen“. Das sind in ihrem ernstesten Pathos eindrückliche, aber auch stolze Worte. Sie sagen dem offenbar in den Geheimnissen jüdischer Lehre doch nicht ganz sattelfesten Diakon in Zürich, daß ein Jude, der sich taufen läßt, herabsteigt, daß er sein Erstgeburtsrecht gegen ein Linsengericht eintauscht. Sie sagen ihm nicht minder, daß der Glaube an die Erwählung Gottes nach jüdischem Glauben jegliche Art von Mission ausschließe, indem beide Begriffe, jüdisch gefaßt, sich logisch widersprechen. Es wäre also, abgesehen von diesem Glaubensgespräch, das Problem zu untersuchen, in wiefern die Heidenmission auf Seiten der Reformationskirchen erst dann lebendig werden konnte, als gewisse Formen der Prädestinationslehre erschüttert und erweicht waren. — Mendelssohn erwähnt erst jetzt die „häßliche Verfassung, in welcher ich unter meinen Nebenmenschen lebe. Ich bin ein Mitglied eines unterdrückten Volkes... Ist es doch nach den Gesetzen Ihrer Vaterstadt Ihrem beschnittenen Freunde nicht einmal vergönnt, Sie in Zürich zu besuchen“. Ob nicht der gescheite Moses Dessau beim Niederschreiben dieser bitteren Feststellung einen Seitenblick getan hat auf die 20 lebensgroßen porzellanenen Affen, welche er auf Grund einer Verordnung Friedrichs des Großen aus der Königlichen Manufaktur hatte kaufen müssen, um die staatliche Heiratserlaubnis zu erhalten, wobei man den Juden keinerlei Wahlfreiheit ließ, sondern ihnen Ladenhüter aufnötigte<sup>28</sup>. Von dieser seiner rechtlosen Lage aber erhebt sich nun die allergrößte Schwierigkeit. Schweigt er Lavatern gegenüber, so wird ihm dies als heimliche Zustimmung ausgelegt. Redet er nicht zustimmend, sondern zum mindesten kritisch, schreibt er besonders auch wider

---

<sup>28</sup> S. Hensel: Die Familie Mendelssohn 1729—1847, Berlin 1879, 12.



In Ueberficht,   
 Ich habe nicht, wie die frommen (Toren) finden will  
 um sie zu zähen. Die wollen sprechen, und nicht  
 zuzählen hören.

Moses Mendelssohn.





Johann Georg Hamann.



die Bonnetsche Verteidigung des Christentums, so riskiert er Belästigungen von Seiten der Preußischen Behörden. Denn Bonnet ist von Lavater überschätzt worden. In der Art, wie er vorgeht, ließe sich jede Religion für alle diejenigen beweisen, welche zuvor schon von deren Richtigkeit überzeugt sind, nicht zu sprechen von der gedanklichen Abhängigkeit des Genfer Denkers von englischen und noch mehr von deutschen Philosophen. Nötigt schon diese äußerst weise Antwort Mendelssohns Respekt ab, so nicht weniger das kurze Brieflein, mit dem er die Übersendung seiner Broschüre an Lavater persönlicher gestaltete<sup>29</sup>. „Teuerster Freund... einem Weisen, wie Sie, muß Dieses genug sein, die Übereilung des ersten Schrittes zurückzunehmen... So unmöglich es scheint, daß wir in Religionssachen jemals einstimmig sein werden: so hat diese Disharmonie gleichwohl nicht den geringsten Einfluß auf meine Gesinnung, und ich verehere nichts desto weniger Ihre vortrefflichen Talente und Ihr noch vortrefflicheres Herz“. Wahrscheinlich war Lavater, bevor ihm dieses Schreiben zukam, durch das allgemeine Gerede sehr unruhig geworden. Darum schickt er am 26. Dezember 1769 folgendes Billet nach Berlin: „Verehrungswürdiger Herr! Die redlichste Absicht hat mich gezwungen, Ihnen Bonnets Untersuchung zuzueignen. (Er stellt fest, wie entsetzt der Genfer Gelehrte und ein großer Teil der Gebildeten auch aus seiner Freundschaft seien. Besonders hält man sich über seiner Indiskretion schwer auf.) Vergeben Sie mir — was? Daß ich Sie liebe — hochschätze — Ihr Glück in der gegenwärtigen und zukünftigen Welt innigst wünsche; vergeben Sie mir, wenn ich den unrechten Weg eingeschlagen habe“. Diese tolle Entschuldigung, die ja wirklich keine ist, verrät weit mehr Kampfwille, als es nach den liebegeschwollenen Worten den Anschein hat. Mag das „Wie“ des Vorgehens ungeschickt, ja taktlos gewesen sein, das „Was“ ist im Gange: der Bekehrungsversuch nimmt seinen Fortgang.

*Zwei Philosophen bereinigen die zwischen ihnen liegenden  
Mißverständnisse*

Durchaus ahnungslos war der gute Bonnet in einen Bekehrungs-

<sup>29</sup> M. M. Ges. Schr. III, 82.

skandal hineingezogen worden und muß nun versuchen, wie er sich selber so aus der Sache zieht, daß nicht auch noch er selber als Christ kompromittiert wird. Hat doch eben er den Beweis des Christentums in seiner Palingenesie geschrieben. Nun, da dieser Beweis hinter seinem Rücken an einem Menschen zur Anwendung gebracht werden soll, was sagt der Autor dieses Beweises dazu? Bereits Ende Oktober 1769 legt Bonnet bei Lavater berechtigten Protest ein<sup>30</sup>: „Hätten Sie mir Ihre Dedikation vor dem Druck mitgeteilt, hätte ich Sie darauf aufmerksam gemacht, daß ich es nicht schicklich finde, einem Juden ein Buch zuzueignen, welches ausschließlich geschrieben war zu Händen der Ungläubigen innerhalb unserer Kirche. Ich hätte Ihnen auch gesagt, daß Sie diesen Juden zu sehr in die Enge trieben . . . Sie setzten ihn auch Unannehmlichkeiten von Seiten seiner Brüder dadurch aus, indem Sie eine Wertschätzung des „Stifters“ hervorhoben. Auch beklagt sich der Autor, daß Sie ihm gegenüber ein Versprechen nicht hielten und ihn zu sehr lobten“. — Ferner am 12. Januar 1770: „Ich habe Ihnen nie gesagt, was mich betrifft, das Erschrecken und den Ärger, die mir die Widmung an den schätzenswerten Herrn Moses bereitete. Wie konnte sich in Zürich auch nur ein Kopf finden, der Ihnen das angeraten haben möchte. War das der Weg, einem gebildeten Juden die Wahrheit schmackhaft zu machen? Genau so, wie die Widmung an Herrn Moses mißfiel, so wenig gefällt mir der Brief, den mir der Herr Moses in dieser Sache schrieb. Darüber mögen Sie sich klar sein, daß ich nie den Anspruch erhoben habe zu glauben, daß ein jüdischer Philosoph, der sich gegenüber der starken und majestätischen Stimme eines Abbadie nicht bekehrte, sich gegenüber der schwachen Stimme eines Bonnet bekehren würde“. Bonnet denkt also in gewissem Sinne ähnlich rationalistisch wie es Lavater damals überlegter Weise auch tat. Er meint, es lasse sich in jeden geistigen Widerstand niederringender vollkommener logischer Beweis für die Wahrheit des Christentums erdenken, welchem dann der gescheiteste Gegner nicht zu widerstehen vermöchte. Daß sein Buch diese Unwiderstehlichkeit nicht

---

<sup>30</sup> M. M. Ges. Schr. III, 108/09.

habe, wußte er, betonte sie aber erst hernach geflissentlich, um sich besser aus dem Skandal ziehen zu können. Lavaters Rationalismus, welcher in der Art seines Vorgehens festgestellt werden muß, ist, wenn ich recht sehe, mehr die Bewunderung eines durchaus irrational-intuitiv begabten Menschen für eine nach seiner Meinung richtig konstruierte logische Denkanone. Bonnets Werk machte auf ihn einen gewaltigen Eindruck, weil diese Überzeugungskunst verstandesmäßiger Deduktion seiner Art durchaus ferne lag. Er mußte sich daher sagen: was meine Überredungskunst anno 1763 in Berlin nicht vollbracht hat, wird Bonnets Beweiskunst glatt vollbringen. Der Jude muß „Ja“ sagen. Wozu? Zu dieser Logik? Zu dieser Methode des christlichen Zeugnisses? Zu diesem Christentum, dessen Christlichkeit als System mehr als fragwürdig ist? Alles das merkte Lavater nicht, weil er durch das christlich aufgeputzte wissenschaftlich scheinende System Bonnets bezaubert war. Im Gespräch zwischen Synagoge und Kirche gibt es eben keine akademischen Bekenntnisse zum lebendigen Glauben an Jesus Christus als den wahren Messias. Akademische Gespräche kann es geben. Sie werden aber aus ihrer künstlichen Objektivität herausfallen, sobald die schön logisch redenden Subjekte dieser Gespräche die höchst unlogischen Gedanken ihres eigenen Herzens und ihres Gewissens zu Rate ziehen, und noch mehr, wenn ein Teil es wagte, den Gesprächspartner hier fassen zu wollen. Dann kommt das heraus, was nun hier zwischen Lavater und Mendelssohn sich ereignete.

Mendelssohn hatte, wie wir hörten, Bonnet vorgeworfen, die Gedankengänge seiner Beweisführung seien nicht original, um nicht zu sagen, philosophisches Plagiat und der sogenannte Wahrheitsbeweis sei nicht spezifisch christlich, sondern könne für jede Religion angewendet werden. Er hatte zudem geglaubt, daß Lavater im Einverständnis mit Bonnet vorgegangen sei<sup>31</sup>. Bonnet versucht nun die ihn belastenden Mißverständnisse zu beseitigen. Er heißt Lavaters Vorgehen „l'étrange Idée de la Dédicace“ und seine Aufforderung an Mendelssohn „une dissonante

<sup>31</sup> M. M. Ges. Schr. III, 114, Brief M.s an Bonnet vom 9. Februar 1770.

pièce“. Lavater betitelt er in diesem Brief (vom 12. Jan. 1770) nach Berlin „cet homme estimable“ und „l’honnête Diacre de Zurich“. Er beteuert „Je n’en suis donc que plus fâché, d’avoir été l’occasion quoique très innocente du désagrément que le zèle indiscret de Mr. Lavater Vous a fait éprouver“. Zur Sache selber stellt er fest, daß sein Buch nicht die unbedingt erfolglicheren Beweise zu Handen eines Mendelssohn enthalten habe, zumal es nicht an die Adresse der „vénérable Maison Jacob“ gerichtet gewesen sei. Mendelssohn möge doch sein ganzes Werk in der französischen Urfassung lesen, um festzustellen, wie es sich ausschließlich an Philosophen, welche in der christlichen Kirche geboren sind, richte. An Philosophen, welche im Schoß der Kirche leben, ihr aber den Krieg erklärt hätten. Ja, nicht einmal die geistige Elite habe er mit seinen Darlegungen visiert gehabt. „Ich wendete mich vielmehr an die Subalternen, die ehrlichen unter ihnen, deren Herz und Geist man noch berühren und erleuchten kann. Ich wollte ihnen die Möglichkeit einer Unsterblichkeit des Tieres so beweisen, daß sie auch bereit würden, dieselbe auch dem Menschen zuzugestehen. Das ist das Geheimnis meiner „petite production“, von der Sie Lavater gegenüber sagen, sie scheine Ihnen nicht den Wert zu haben, den Lavater ihr beimißt. Ich teile diese Ihre Ansicht“. Bonnet bittet dann um nähere Aufklärung wegen des Plagiat-Verdachtens. Bittet auch um eigentliche Belehrung. „La Religion que je professe et que j’aime ne pourroit que gagner à être examinée de nouveau par le sage fils de Mendel. Je recevrai avec une reconnaissance dont je serai très empressé à Vous donner les sincères témoignages“. Bonnet bittet also den Mann, welchen Lavater zum Glauben an Christus herüberholen möchte, um Prüfung seiner eigenen christlichen Überzeugung und um weitere Belehrung in derselben. Bonnet ist seiner eigenen Sache so unsicher, daß er bei dem weisen Juden in Berlin in die Schule gehen möchte, um so ein besserer christlicher Philosoph zu werden. Man stelle sich das Grotteske dieser Situation vor! Was Lavater

---

<sup>32</sup> M. M. Ges. Schr. III. Alles aus Bonnets Brief vom 12. Januar 1770. S. 108—113. (Original Französisch.)

6 Jahre zuvor sich erobert hatte, eine mündliche Aussprache mit Mendelssohn, erwünscht sich jetzt der so sehr beunruhigte Bonnet. „Unsere Entfernung von einander beraubt mich des Vorteils einer Aussprache mit Ihnen. Ich hätte Ihnen dargelegt (beim Judentum und Christentum) das gleiche Bestreben, die gleiche Reinheit für Wahrheit und Tugend, den gleichen Dekalog, die gleiche Demut im Herzen und die gleiche Wertschätzung des einen für den andern. Die Freundschaft wohnt nahe bei diesen Kräften. Ich würde mich der Ihren glücklich schätzen und die meine steht zu Ihrer Verfügung“<sup>32</sup>.

Wie hat nun Mendelssohn auf dieses überaus demütige, wenn nicht überdevote Angebot geantwortet? Sein Brief ist vom 9. Februar 1770 datiert. Die weise Bescheidenheit Bonnets, versichert er, habe ihn bis zu Tränen gerührt. Er meldet: „Der Diaconus von Zürich hat seine Übereilung so gut als eingestanden, aber auch ich bin nicht von aller Unbedachtsamkeit befreit geblieben, ließ mich auch gegen Sie mit weniger Bescheidenheit äußern, als ich Ihren Verdiensten und dem Bewußtsein meiner Schwachheit schuldig bin“. Zur Wunderfrage, welche Bonnet sehr stark in den Mittelpunkt seines Beweises für die Glaubwürdigkeit der Offenbarung des Neuen Testaments stellt, äußert sich Mendelssohn, indem er auf die Wunderberichte aus der Welt des Chassidischen Judentums, auf das Leben Muhameds und auf die Warnung Moses' und Christus' vor falschen Wundern verweist (5. Mose 13, 2—4 und Matth. 24, 24). Im Unterschied aber zu der nach seiner Überzeugung sehr fragwürdigen Augenzeugenschaft der Berichte der Evangelien ist im jüdischen Volk am Sinai das ganze Volk Augen- und Ohrenzeuge gewesen (2. Mose 19, 9). „Der Glaube durch Wunderwerke gründet sich, unsern Religionslehren zufolge bloß auf das Gesetz, nicht auf die Natur der Überzeugung. Wer sich also auf Wunderwerke beruft, muß das Gesetz zum Grund legen, das diesen Glauben verordnet. Will man aber durch logische Gründe uns die Wunderwerke als ein untrügliches Kennzeichen der Wahrheit aufdringen, so fallen wir mit Recht in Unglauben zurück“. — Für die geistigen Quellen, welche Mendelssohn bei Bonnet vermutet, nennt er Leibnitz, Canz, Baumgarten und Sack.

„Ich kann Ihnen meinerseits die Hypothese von präordinierten Wunderwerken mit ausdrücklichen Worten in verschiedenen Stellen des Maimonides und die von einem subtilen, organisierten, ätherischen Leibe, der in diesem groben Körper eingehüllet und der eigentliche Sitz der Seele ist, in alten cabbalistischen Büchern zeigen, die Ihnen sogar dem Namen nach wahrscheinlicher Weise unbekannt sind“. Mendelssohn erweist sich hier als der gründlicher Gebildete. Während Lavater und Bonnet für ihre Seelenspekulationen durchaus von Leibnitz beeinflusst sind, wissen sie nicht, was Mendelssohn bekannt ist, daß Leibnitz nicht unbeeinflusst blieb von jüdischer Gelehrsamkeit. Leibnitz kannte und schätzte die „Kabbalas denudata“ von Christian Knorr von Rosenroth. Es wird daher eine Verwandtschaft zwischen der Sefirotlehre der Kabbalah und den Monaden eines Leibnitz nicht bestritten werden können<sup>33</sup>. Das Groteske der Lage tritt so immer deutlicher ans Licht. Das Pferd, welches Lavater biblisch aufzäumte, hat einen jüdischen Stammbaum, während er es als beste christliche Rasse bewertete. Es wäre ein Wunder, wenn Mendelssohn nicht nur geweint und sich geärgert, sondern auch überlegen und mit allem Grund gelacht hätte.

Mendelssohn hat auch durchaus recht, wenn er Bonnet offen heraussagt: „In der Voraussetzung, daß Ihre Untersuchung dazu dienen sollte, andere Religionen zu widerlegen, konnte ich sie weder gründlich noch philosophisch finden. Alle die Lehren, die dem Christentum eigen sind, und wodurch es sich von den übrigen Religionen und selbst von der Religion der Vernunft unterscheidet, haben Sie sorgfältig verschwiegen; aus der liebevollsten Absicht der Welt, wie Sie erklären, um keine Sekte vor den Kopf zu stoßen“. Der Weise in Berlin weiß somit um die wirkliche Eigenart des Christentums. Ja, er weiß auch, was viele Christen damals nicht mehr wußten, daß das echte Christentum etwas wesentlich anderes sei als die Religion der Vernunft. Mit dieser Feststellung löst er sich sehr elegant von Bonnet als weiteren Gesprächspartner. Immerhin macht er ihm den Vorschlag: „In welcher glück-

---

<sup>33</sup> Gustav Karpeles: Geschichte der Jüdischen Literatur, Berlin 1886, II 1036/37, Hoch: Kompaß, 55 und 62.

seligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die Wahrheiten annähmen und ausübten, die die besten Christen und die besten Juden gemein haben“. Eine allgemeine Menschheitsreligion, wahrscheinlich mit den Grundwahrheiten: Gott Tugend, Unsterblichkeit, mit dem Willen zum Guten und einer allgemeinen Toleranz, das wäre das Ideal, zu dem sich die aufgeklärtesten und besten aus Kirche und Synagoge zusammenfinden müßten. Ja, allerdings „aus“ der Kirche, und doch wohl auch „aus“ der Synagoge. Denn, daß jedenfalls die Kirche im ganzen bisherigen Gespräch überhaupt unerwähnt geblieben ist, hat auch seine innersten Gründe im Blick auf die damalige Geisteshaltung der gebildeten Welt. — In dem 1794 in Bern erschienenen Nachruf auf Bonnet steht am Ende der Satz (aus dem Französischen übersetzt): „Es folgte ein Briefwechsel zwischen diesen beiden berühmten Philosophen, indem sie sich gegenseitig die Versicherung ihrer wohlverdienten Wertschätzung gaben. Aber sie ließen sich nicht auf eine Aussprache über die Punkte ein, in denen sie wesentlich nicht mit einander übereinstimmten“<sup>34</sup>. Wir haben gesehen, daß diese schöngefärbte Rückerinnerung den Tatsachen nicht ganz entspricht.

#### *Ein deutscher Fürst als Vertrauter Mendelssohns*

Moses Mendelssohn schickte die dritte Auflage seines „Phädon“ mit einer devoten Zuschrift an den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel. Sein Brief endete mit der üblichen Zusicherung: „Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht“. Der Erbprinz dankte sowohl für das Buch, als auch für die beigelegte Antwort an den Diacon Lavater. Er stellt wegen dieses Schreibens fest, daß es „mit dem Glimpf und Grad der Menschenliebe geschrieben, welchen man im voraus zu erwarten hatte von einer von göttlichen Wahrheiten so durchdrungenen Seele als die Ihre“. Zugleich bittet er um die freundliche Zustellung der Bonnetschen Bücher und besonders um Mendelssohns Anmerkungen zu denselben<sup>35</sup>. Dieser vornehme regie-

<sup>34</sup> Mémoire s. Bonnet, Bern 1894.

<sup>35</sup> M. M. Ges. Schr. III, 127/28.

rende Herr, ein Neffe Friedrichs des Großen, ein Bewunderer Winkelmanns, war der eigentliche Gönner Lessings. Seine den Versailler Hofsitte nachgebildete Regierungsart in Braunschweig erstrahlte in märchenhaftem Luxus, ertrank aber auch beinahe in finanzieller Mißwirtschaft. „Emilia Galottis“ Hoferinnerungen lassen nachträglich etwas erahnen von jener zweifelhaften Herrlichkeit, welche wie beim Hessischen Fürstenhaus durch Soldaten-Söldner-Verkauf nach England und Übersee ermöglicht wurde<sup>36</sup>. Der Prinz hatte Mendelssohn aber auch zwei Fragen gestellt, welche derselbe brieflich beantwortete. Diese Aussprache gehört deshalb in den Zusammenhang des Glaubensgesprächs mit Lavater, weil die Antworten des Philosophen viel offener gehalten sind als das, was er dem Druck als rechtloser Jude anvertrauen durfte. Die 1. Frage des Prinzen lautete: „Was hat ein unter dem mosaischen Gesetze lebender Weltweiser für Grund, die historischen Beweise des Alten Testaments anzunehmen und des Neuen zu verwerfen?“ Mendelssohn äußert sich so: Das Neue Testament lehrt die Dreieinigkeit der Gottheit, deren Menschwerdung, das Leiden einer Person der Gottheit, die Genugtuung der ersten Person der Gottheit durch die Erniedrigung und den Tod einer zweiten Person derselben. Dies zu glauben sei Voraussetzung der Seligkeit. „Ich kann diese Sätze meiner Überzeugung nach mit dem, was mich Vernunft und Nachdenken von dem Wesen der Gottheit und ihren Eigenschaften gelehrt hat, nicht in Harmonie bringen und bin also gezwungen, sie zu verwerfen. — Mendelssohn hat also richtig erkannt, daß die bekenntnismäßige Grundlage der christlichen Kirche die Lehre vom Dreieinigen Gott ist und daß die Lehre von Christus steht und fällt mit dem Glauben an seine Menschwerdung als Gottes Sohn und an seine Stellvertretung. Er anerkennt auch, daß diese Lehrfassung unlöslich das Zeugnis des Neuen Testaments ist. Es handelt sich somit nicht nur um die Frage eines Ja oder Nein gegenüber diesen Glaubensformulierungen, sondern

---

<sup>36</sup> Georg Weber: Allgem. Weltgeschichte, Leipzig 1876, XII, 964. Heinr. Schneider: Das Buch Lessing, München 1929, 154.

auch gegenüber dem ganzen Neuen Testament. Er bezeugt nun in seinem Schreiben an den Prinzen, daß er aus Gründen der Vernunft und des Nachdenkens, wobei doch wohl Logik zu lesen sein wird, gezwungen sei, diese Sätze zu verwerfen. — Nun fährt er aber mit dem sehr beachtlichen Satze fort: „Stünden sie (diese Lehren) im Alten Testament, so müßte ich auch das Alte Testament verwerfen<sup>37</sup>. Seine Begründung folgt weiter unten. Zuvor aber rechtfertigt er sich für die obige Ablehnung mit einem Hinweis auf ähnliche Richtungen innerhalb der christlichen Kirche.

„Ich weiß, daß nach der geheimen Lehre einiger vortrefflicher Männer, die es mit der Wahrheit und der christlichen Religion sehr gut meinen, alle diese der gesunden Vernunft wie es scheint anstößigen Sätze für menschliche Zusätze erklärt werden. Nach dem Lehrbegriff dieser Weisen, den man in England schon öffentlich auszubreiten anfängt, war der Stifter der christlichen Religion ein Mensch wie wir übrigens auch sind — aber ein Gesandter und Prophet Gottes, etwa wie der Stifter der jüdischen Religion, oder noch größer, und er hatte den Beruf unmittelbar von Gott, die alte natürliche Religion in ihre geheiligten Rechte einzusetzen, die Menschen von ihren Pflichten und von ihrer zukünftigen Glückseligkeit zu unterrichten und seine Lehre durch übernatürliche Wunderwerke zu bekräftigen. Herr Bonnet hat seine Religion auch nur von dieser vorteilhaften Seite gezeigt..., nämlich der Religion der unitarischen Christen“. Es ist anzunehmen, Mendelssohn habe von der Wirksamkeit des englischen Physikers und Chemikers Joseph Priestley (geb. 1733, gest. 1804) als Prediger einer Dissidentengemeinde in Birmingham gehört und vielleicht auch bereits seine Schrift *Considerations on Differences of Opinions among Christians* (1769) gelesen<sup>38</sup>. Auf Grund der unitarischen Form christlicher Glaubenshaltung schlägt Mendelssohn folgende Säuberung des biblisch-kirchlichen Bekenntnisstandes vor: Der Glaube an die Allbarmherzigkeit des Schöpfers schließt den Glauben an die Alleinwahrheit des Christentums aus.

<sup>37</sup> M. M. Ges. Schr. III, 129—133 (für alles folgende).

<sup>38</sup> Hauck, Realenzyklopädie 16, 20 und 53, 262 (Unitarismus).

Der Glaube an die Wunder der Evangelien ist überflüssig, dergleichen der Glaube an Höllenstrafen. Die Lehre von der Satisfaktion fällt ebenfalls dahin, denn „die göttliche Gerechtigkeit heischt keine Genugtuung, sondern eine Bestrafung, eine Züchtigung, welche dem Sünder selbst zum Besten gereicht“. Daß ein Unschuldiger gestraft werde, kann nicht zugelassen werden. Die Lehre der Erbsünde fällt dahin, weil die gesunde Vernunft so wenig etwas von ihr weiß als das Alte Testament. „Vom Satan und den bösen Geistern möchte ich auch gern die Freiheit haben, zu glauben, was meiner Vernunft gut dünkt“. Der „Stifter der christlichen Religion“ hat zudem das mosaische Gesetz nicht aufgehoben, so wenig als Paulus (siehe Apostelgesch. 16, 13, die Beschneidung des Timotheus). Somit hätte Mendelssohn auch als Christ, der aus dem Judentum käme, keinen neutestamentlichen Grund, sich vom Gesetze zu befreien. — Das Resultat einer solchen „Säuberung“ wäre: „man erlangt eine Religion, daran Christen und Juden gleichen Anteil nehmen könnten. Unter diesen Bedingungen können die Anhänger des Judentums sich gar wohl gefallen lassen, daß dereinst ein Prophet und Gesandter Gottes den Beruf gehabt, nicht das mosaische Gesetz aufzuheben, sondern dem gesunkenen Menschengeschlecht die heiligen Lehren der Tugend und ihrer Belohnung in jenem Leben zu lehren; und von der anderen Seite wird es den Nachfolgern Jesu nur darum zu tun sein, daß man die Lehren annehme und ausbreite, die ihr Religionsstifter auszubreiten den Beruf gehabt. Will man die Göttlichkeit des Berufes selbst anerkennen, so ist es um so viel besser, aber es wird keinen Unterschied in der Religion machen, ob man diese anerkennt, in Zweifel zieht oder auch leugnet. Ich kann es nicht genug wiederholen, es kommt alles auf die logische Wahrheit der Lehre, nicht auf die historische Wahrheit der Gesandtschaft an“. Mendelssohn schwebt also das Ideal einer aus scheinbaren Bestandteilen des Judentums und des Christentums zusammengeschweißten Menschheitsreligion vor, in welcher Jesus als Tugend- und Glückseligkeitslehrer von beiden Seiten als solcher anerkannt wäre. Die Glaubenshaltung des Einzelnen ist dann durchaus freigestellt, die so verstandene Glaubensfreiheit erhalte Heimatrecht in der christlichen Kirche. Maß-

gebend wäre aber um so mehr das praktische Verhalten und die hinter ihm wirksame Gesinnung des Menschen. Hingegen behält sich Mendelssohn, und das muß wohl beachtet werden, für den jüdischen Teilhaber dieser Religionsfirma den Gehorsam gegenüber seiner gesetzlichen Bundesverpflichtung durchaus vor. Das heißt, der Christ hat sich dem Juden anzupassen, damit aus der Asche der Kirche, nicht aber der Synagoge dieser Phönix einer zeitgemäßen Vernunft-, Tugend- und Menschheitsreligion empor-schweben kann.

Die 2. Frage des Prinzen lautete: „Aus welchen Gründen derselbe die Zeugnisse für den Glauben der Christen verwerfe, die in dem Alten Testament vorkommen und unter den Mosaischen Gesetzen selbst als göttliche Eingebungen angenommen werden?“ Die Antwort Mendelssohns auf diese Frage nach dem Weissagungscharakter und dem Christuszeugnis des Alten Testaments ist folgende: „Wie unaussprechlich elend wäre das Schicksal der Menschen, wenn von der Auslegung der dunklen Stellen in einem Buche, das vor undenklichen Zeiten in einer fremden, jetzt toten Sprache, für ein bestimmtes Volk in Asien geschrieben worden, die ewige Glückseligkeit des ganzen menschlichen Geschlechtes abhängen sollte. Mir scheinen diese Stellen alle nicht die geringste Spur eines Beweises zu enthalten. Zu meinem Troste finde ich, daß die neueren Exegeten, die mit Geschmack und Weltweisheit zur Auslegung der Bibel schreiten, schon so manche Stelle aufgeben, die man sonst für sehr beweisend gehalten. Aber, Gott sei meiner Seele gnädig! ich kann mir den Grund meiner ewigen Seligkeit unmöglich aus den rätselhaften Träumen Daniels herausentziffern oder aus der erhabenen Poesie eines Propheten herauskommen-tieren. Diese Schriften sind zur Erweckung des Herzens, aber nicht zur Belehrung des Verstandes geschrieben“. Wiederum sind dem jüdischen Denker christliche Theologen zur guten Stunde zu Hilfe gekommen, um ihm zu helfen, die Unverbindlichkeit der alttestamentlichen Weissagungen als erwiesen anzunehmen. Dabei bleibt ihm freilich seine Thora (die 5 Bücher Mose) unange-

tastet. Aber die Propheten kann er mit gutem Gewissen als erhabene Poesie zugleich loben und erledigen, nachdem die Umwandlung der Bibel in lauter Poesie sowohl in Deutschland: Klopstocks: Messias und seine Sintflut, und in der Schweiz: Bodmers, Noachide, Sal. Gessners: Tod Abels, große Mode geworden war<sup>39</sup>. In seinen Darlegungen dem Prinzen von Braunschweig gegenüber steht Mendelssohn tatsächlich auf dem gleichen Boden wie christliche Exegeten, Dogmatiker, Prediger und Dichter. Deren Ansichten sind freilich nicht traditionsgebunden, sondern frei, dafür aber ihrer Vernunft Einsicht entsprechend. Sie sind auch nicht bibelgebunden, dafür aber bibelbenützend, soweit dieses Material ihrem logisch-kritischen Verstand entspricht. Sie kennen wie er auch keine Geschichtswahrheiten als Zeugnisse einer Heilsgeschichte, sondern einfach eine Art von biblischer Literatur, welche bestes Material für eine christliche Tugendlehre darbietet. Da hat nun aber dieser unglaubliche Lavater Mendelssohn beschworen, entweder Bonnets Beweise zu widerlegen oder sich taufen zu lassen! Ist also bereits das Bonnetsche Christentum ausgeschaltet, weil vielleicht sogar Mendelssohn richtigere Einsichten in die Geheimnisse des Christentums hat, so muß geprüft werden, wie es mit Lavaters Christentum steht. Daß er innerhalb seines Zeitalters, ja vielleicht sogar innerhalb der geistigen und theologischen Lage seiner Kirche eine durchaus besondere und originale Persönlichkeit ist, kann nicht bestritten werden. Gewiß mag er als angesehene und gebildete Persönlichkeit vertrauenswürdig sein und doch bietet er als Charakter Rätsel besonderer Art dar. So wundern wir uns nicht, wenn Mendelssohn sein Gutachten an den Braunschweigischen Prinzen mit den Worten schließt: „Ich nehme mir die Kühnheit, Ewige Durchlaucht, untertänigst zu bitten, dieses Schreiben zu vernichten, damit es nicht dereinst in die Hände eines Menschen gerate, der es mißbrauchen oder der vermöge seines Standes sich für verbunden halten könnte, darüber Streit zu erregen“.

Fortsetzung folgt.

<sup>39</sup> Wernle, Schweiz. Protestantismus II, 246; Emil Ermatinger: Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz. München 1933. 385, 422.